

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

166 (21.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Bahnhof

Von Willis Fren

Der Bahnhof war mein erstes großes Erlebnis. Er war das Tor, durch das meine erstaunten Knabenaugen den ersten Blick in die Welt taten. Durch ihn rannen alle meine Tränen von verzauerten Fernen, von opalen schillernden Meeren, von rauschenden Bergen und brennenden Wäldern, von Orangebainen, Palmengärten und azuren Gestaden; durch ihn rannen alle meine Träume von funkelnden Palästen indischer Maharadschas, von silbernen Äquatornächten, von Urwäldern, in denen der Tiger, die Polibonkianen und das selbe Fieber auf ihr Opfer lauerten. Als ein Väterchen strahlte er in die Nächte meiner Kindheit. Seine Stimmen kamen durch das Dunkel bis an das kleine Bett, in dem ich lag, was und von den Bildern des erlösten Tages erfüllt. Viele Stunden verbrachte ich als Knabe auf dem Bahnhof, um dort den Pulsschlag und die Geheimnisse des Lebens zu erforschen, um dort das Wesen der Scheidenden zu beobachten und die Fremden, die in die Ferne fuhren. Scherz stand ich vor den dampfenden Lokomotiven, die ich ebenso fürchtete wie ich sie liebte, und die mich immer wieder wie ein Magnet anzogen. Mit weit aufgerissenen Augen bewunderte ich ihre schwarzen Riefenleiber, ihre stehenden Ventile, ihre mächtigen Räder, vor denen die Entfernungen so klein wurden. Während meine Kameraden das Leben in ihren Büchern suchten, erschloß ich es im Bahnhof, wo es sich mir reicher, farbiger und eindrucksvoller enthielt.

Wie damals so treibt mich auch heute der Drang nach der Ferne immer wieder in den Bahnhof, in seine Halle vor die bunten Plakate, auf denen mit beidseitigen Worten und Bildern die Fremde lockt, hinaus auf die Bahnsteige zu den Menschen, auf deren Gesichtern die Erwartung brennt.

Versteh ich die Augenblicke auf dem Bahnsteig, da ein Zug heranbraust, vorausgesetzt, daß sie nicht die Dampfkraft zu einem bitteren Abschied sind. Zwei raubtierhafte Augen funkeln dich plötzlich von Weitem an: das Gesicht der Lokomotive. Es kommt näher und näher, es wird größer und größer. Die Menschenmenge um dich, bisher eine fast starre Masse, gerät in Bewegung. Tücher schweben zur Begrüßung in der Luft. Schon rollt der Zug herein in die dämmernde Halle.

Voll Wehmut aber sind die Augenblicke, da der Zug zum Bahnhof hinausfährt, der Zug, der einmal nach Paris fährt, ein anderes Mal nach Mailand, nach Amsterdam, nach Prag, oder auch nur bis zur nächsten Stadt. Voll Wehmut ist das Bild des abfahrenden Zuges, der da draußen zwischen rubenden Waggons, Semaphoren und Stellwerken immer kleiner wird, bis ihn die Ferne zuletzt aufschließt, voll Wehmut für den, der da allein zurückbleibt.

Deutlicher als sonst wo spüre ich im Bahnhof den Atem und den Pulsschlag des Lebens. Dortin treibt mich immer wieder der Drang nach Erkenntnis, die Schminke nach der Ferne und die Erinnerung an die Städte und Dörfer, die mich schon einmal beherbergt haben, die Erinnerung an die kleine zarte Materin Madelon, die all ihr Heimweh nach ihrem Väterchen auf die Leinwand brachte, die Erinnerung an den Freund Dan, der einmal sagte: Meine Augen haben dieselbe Farbe wie unser bretonisches Meer. Wenn du meine Augen ansiehst, so weißt du, daß unter Meer blaugrün ist.

Können die Tiere Vorstellungen bilden?

Die Frage, ob die Tiere einen menschlichen Geist besitzen, ist schon sehr alt. Unter „Geist“ versteht man ganz allgemein die Fähigkeit zu wissen und zu denken. Zwar wird mit dieser Erklärung das Wesen des Geistes nicht reiflich erschöpft, da auch das mathematische Können, das wissenschaftliche Denken, alle künstlerischen Leistungen, überhaupt die Gehirnfunktionen in ihrer Gesamtheit Ausdruck des Geistes sind. Die eigentlichen Kriterien des Geistes aber — das, wodurch er sich zuerst und zuletzt bekundet und ausdrückt — sind doch immer Wissen und Denken.

Wissen und Denken sind aber nur möglich mit Hilfe von konkreten und abstrakten Vorstellungen. Die Vorstellung ist daher die Elementarbedingung des Geistes. Wenn also die Tiere einen Intellekt besitzen, so müssen sie auch im Stande sein, Vorstellungen zu bilden.

Die Vorstellungen sind nur eine geistige Nachbildung der Anschauungen, wie sich diese beim Kinde durch einen jahrelangen Prozeß aus den Empfindungen — den primären Sinnesindrücken — entwickeln. Beim Tier läßt sich dieser Prozeß nicht nachweisen. Das Tier hat nur solche Empfindungen und Sinnesindrücke, die keine geistige Nachbildung hinterlassen, also keine Vorstellungen; es kann daher auch nicht denken und wissen. Die Tatsache dürfte

vielleicht wenig bekannt sein, daß Tiere, die an den Menschen gewöhnt sind, wie Pferd, Hund und Katze, das Bild oder die Statur ihres Herrn nicht erkennen, daß sie also keine Gesichtsvorstellung von ihm haben. Ein sehr erfahrener Hundeszüchter versicherte mir wiederholt, daß seine Tiere ihn nicht visuell, sondern nur mittels des Geruchs und Gehörsinnes erkennen. Auch können die Tiere nicht geisteskrank werden, obwohl man dies schon beobachtet haben will. Rären Geisteskrankheiten bei Tieren schon konstatiert worden, so wäre kein Grund vorhanden, ihnen Verstand und Vernunft, also Denken und Wissen und daher die Fähigkeit, geistige Vorstellungen auszuführen zu können, abzuspochen. Alle Geschichten von rechnenden Hunden, Pferden und Eiern gehören erwiehlenermaßen in das Reich der Fabel.

Weiterhin haben die Tiere auch keine artikulierte Sprache, die in jedem Gehörte, das einen Vorstellungsinhalt besitzt, notwendig entstehen muß. Ohne Vorstellung gibt es auch kein Gedächtnis und kein planmäßiges Handeln. Zufällig kann der Mensch ja auch nur die rote Muskelkraft der Tiere für seine Kulturmerkmale dienstbar machen und ausnützen. Würden die Tiere über geistige Fähigkeiten verfügen, so würde der Mensch auch diese Energie längst verwertet und zu seiner Extraktquelle gemacht haben.

Die Sinnesindrücke genügen den Tieren, um sich in ihrer Umwelt zurechtzufinden und um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, mögen sie nun Säugtiere, Reptilien, Vögel oder Insekten sein; durch die ihnen angeborenen Triebe wird ihr Handeln bestimmt. Auch der Wintererfolg ist nichts anderes als ein instinktmäßiges Anpassen gewisser Tiergattungen an ihre naturgebundenen Lebensbedingungen. Der Instinkt selbst ist nichts anderes als der sinnmäßige,

angeborene Trieb zu bestimmten Handlungen, bei dem die Abänderung eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Indem sich der Sinnesindruck mit einem Gefühl der Lust oder Unlust assoziiert, kann das Tier gewissermaßen Erfahrungen machen und vom Menschen zu diesen Leistungen erzogen oder dressiert werden.

Diese Ausübungen lassen sich weniger durch das Experiment beweisen; vielmehr dienen hierzu verlässlicher anatomische Untersuchungen, die gerade in unieren Tagen auf allen Gebieten der biologischen Wissenschaft ganz besonders — und mit Recht — als Beweisführung herangezogen werden.

Verschiedenes

Ein Denkmal für den Sumoristen Otto Reutter. Unter dem Titel „Otto Reutter hinter den Kulissen“ erscheint dieser Tage die erste authentische Zusammenstellung des Seins und Werdens dieses beliebten Kämpfers. Reutters Freund Bruno Wiesner läßt uns hinter die Kulissen der großen Varietés schauen. Die Eisenart Reutters darf uns Reutter selbst wird von seiner menschlichen Seite gezeigt. Sein Lebensumriss, seine Schlagfertigkeit und schärfster Geist schärfen Augenblicke, die uns laut aufklingen lassen. In der Trübsal unserer Tage bildet die Lektüre reichlich Gelegenheit zu befreiendem Lachen. Das reich illustrierte Buch erscheint in der Adamielischen Buchhandlung S. W. Carl Groß Leipzig C 1, Reichelstraße 1a, und kostet nur 2.— RM.

Kommt rot von schwarz?

Eine Frau zahlt Alimente

Das Urteil ist rechtskräftig. Eine Frau ist verurteilt, an die uneheliche Mutter eines unehelichen Kindes Alimente in Höhe von 40 M monatlich und zwar rückwirkend auf 1½ Jahre, zu zahlen. Mehr noch: Die Frau ist verurteilt, an die Kindsmutter die einmalige Summe von 500 M für „eingebrachte aufgebrauchte Substanzen“ zu zahlen. Mehr noch: Die Frau ist verurteilt, die Gerichtskosten, sowie die Anwaltsgebühren beider Parteien zu tragen.

Dieser Alimentspruch beweist wieder einmal, daß das Leben der allerbesten Romanhelden ist. Keine Phantasie vermag einen derartigen komplizierten Tatbestand zu erfinden, niemand würde eine unterhaltbare Geschichte für glaubhaft ansprechen, wenn sie den vorliegenden Sachverhalt behandelte.

In einem kleinen Anwesen mit anschließender Reparaturwerkstätte lebt ein Mann, zwar einmännig, aber den Freunden des Lebens nicht abhold. Er ist von seiner Gattin geliebt, und die einzige Tochter aus der Ehe ist längst verheiratet. Da es nach der Bibel nicht auf sein soll, wenn der Mensch allein lebt, so nahm er sich nach manigfachen, nicht reiflich zulegenden Beratungen eine Geliebte an, die jüngere, „um ihn zu“ in Form einer Wirtschaftlerin. Es war ein junges Ding und der älteste Mann tat das was andere auch tun würden. Nach geraumer Zeit, nach vielen Jahren treuer Dienstpflicht, fühlte sich die Wirtschaftlerin plötzlich gealterten Leibes.

Der alternde Mann war das erkannt, wußte er doch als aufgeklärter Mensch unerschrocken, nach welchen geheimnisvollen Gesetzen Leben entsteht. Aber was hilft, die Kindsmutter klagte den Mann der Vaterpflicht an und weise Richter verurteilten ihn trotz bester Widerprüfe zur bewußten Zahlung.

Als dem Kindelein, übrigens ein reizendes Mädchen, dem man den Namen Ruth gab, der erste Haarwuchs sproßte, da bemerkte man mit Verwunderung, daß dieses Kindelein rotharig zu werden verbräut. Jetzt erinnerte man sich eines rotharigen jungen Hausfreundes, der gerade in der frostigen Zeit die Gastfreundschaft des Haushaltes in Anspruch genommen hatte. Rag es nicht nahe, daß dem widerwillig zum Vater gestempelten Manne diese seltsame Duplizität der Haarfarbe zu denken geben mußte? Er und seine Ahnen sind brünett, die Wirtschaftlerin dagegen ist schwarz wie die Nacht. Wie also kommt das rotharige Kindelein in die trauere Welt? Genug, was ein weiser Richter verurteilt, das kann der Saarkreuzrichter nicht umfassen.

Um des Geliebtes Mädchen richtig durcheinander zu machen, starb der Mann, der vom Gericht bestimmt Vater des rotharigen Kindes. Die verheiratete Tochter erbe das kleine Vermögen in Gestalt des beschriebenen Grundstücks vom Erblasser, Sie, die inzwischen ebenfalls gealtert ist, sah sich bald in gerichtliche Klagen verwickelt.

Sie sollte für den Unterhalt des Kindes aufkommen.

Nicht nur, daß sie verurteilt, sich dieser seltsamen Pflicht zu erweiden, sie verurteilt vor allem den wahren Vater des Kindes zu ermitteln, um so ein zweifelhafte Fehlleistung zu korrigieren. Es gelang ihr, den rotharigen jungen Mann in Gegenwart von Zeugen der gewissenhaftigen zu bewegen. Bevor es aber zu einer weiteren Verurteilung kam, griff wieder das Schicksal störend in die Angelegenheit ein. Der rotharige Jüngling überlebte im Sommer eine Angewandtheit. Der rotharige Jüngling überlebte im Sommer eine Angewandtheit. Der rotharige Jüngling überlebte im Sommer eine Angewandtheit. Der rotharige Jüngling überlebte im Sommer eine Angewandtheit.

Der noch eben relativ günstig stehende Alimentspruch verlor mit dem Tode des rotharigen Jünglings, für die, für die Sünden ihres Vaters büßende Tochter tröstliche Perspektiven. Der ersten Instanz gelang es, den Prozeß, richtiger beide Prozeße, denn einmal klagte die Kindsmutter um Alimente und zum zweiten um die einmalige Summe von 500 M. In der zweiten Instanz wurde die Tochter jedoch zur Zahlung verurteilt.

So entstand die Frau, die Alimente zahlt.

Sie muß für das rotharige Kindelein einer schwarzhaarigen Mutter den „Vater“ brünett ist, monatlich 100 M aufbringen, weil der rotharige Jüngling ein Vermögen geerbt und später eine gewaltige Summe in die Hände der Kindsmutter gegeben hat. Die 100 M monatliche Summe zu zahlen, bis die rückständigen Alimente vollständig sind. Dann bleiben noch etwas mehr als ein Dutzend Jahre, in denen die junge gealterte Frau monatlich 40 M kochen muß. Etwa 2000 M Anwaltsgebühren und Gerichtskosten kommen hinzu und außerdem mocht die Mutter noch Kind im Anwesen der Alimente zahlenden Frau, ohne Miete zu zahlen, denn so nichts anderes einem lebenden Kindelein und den Alimenten ist, kann man nicht haben.

Man glaube nicht, daß die Frau, die Alimente zahlt, schwer moseand ist und also leicht ein fremdes Kind erziehen kann. Das gesamte Vermögen ist keine 18 bis 20 000 M wert und die Frau hat keinen Beruf, sie hat sich durch Zimmervermietungen und kleinen Beträgen, die die Reparaturwerkstatt ihres verstorbenen Vaters abwirft.

Aber das alles mag dahingestellt sein. Ein Lebenskuriosum ist es unbestreitbar, daß eine junge gealterte Frau Alimente zahlen muß für ein Kind, das ihr fremder ist als mir der Kopf. Gut, daß der rotharige Kindelein zunächst einmännig verlor ist, wäre nicht aber nicht besser der Staat verpflichtet... Was meinen dazu die nationalsozialistischen Massenfanatiker?

Wozu man an diesem gewiß lehrreichen Fall, wie laut so manches an unserer heutigen Gesetzgebung ist?

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Taudt

Nachdruck verboten
Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Es gibt Jahre, in denen kein einziges Donnerwetter über den Emswinkel kommt. Und in den Zeiten wachsen dort in der Waldschlucht die Dorsgeschichten und Märchen, die von Blume zu Blume, von Drossel zu Drossel und von Fint zu Fint geben und in linden Sommernächten, wenn Luft und Duft leise über den Fluren weht, wie ein Geheimnis in die Ohren der Menschen dringen und über den Herbst ausreifen für die langen Winterabende mit ihren Spinn- und Spieltuben. Im Emswinkel hat das Rotwild gute Zukunft. Der ist wie eine Riesentammer, um die die Waldgäster schwarzen Flor hängen, weil dort die Seelen der in den Bergen und Gränden verendeten Kreatur ausruhen.

Das ist so. Die Gewitter kommen selten über dieses heilige Dunkel. Als ob sie sich davor fürchteten. Rechts vorbei, links vorbei. Und wenn die Blitze häufig aus den Wolken zucken wie die Jüngern hitziger Dunde, sie wagen doch nicht den Sprung in die Schlucht.

In solchen Sommern wird das Heu im Grund gut, und die Müller der drei Mühlen binden einige Mutterläder mehr an, mahlen gerühret, weil die Wasser keine wilden Fluren bekommen und schlafen in der Nacht fest, in dessen auf der Au die Leuchtläuter mit den Strlichtern spielen und der Kopf der Flushtotter über dem Wehre lungt.

Kur der in der Waldmühle hat in der Nacht selten Ruhe, mögen die Bauern auch zuweilen wenig Säde in die Mühle schiden. Der Herr Oberförster schont gut und schießt schlecht und hat kapitale Böde in seinen holsen Beständen und geistlichen Pflanzungen.

Sat einmal ein Gewitter den Mut, über den Waldessel und in die Schlucht des Emswinkels zu kommen, dann nimmt es alle Kraft zusammen und will mit hagelgelbem Hag alles das verderben, was seine schwächeren Brüder nicht wagten.

Dann fliehen in den Dörfern und Höfen umher die Menschen mit Sorge und Angst und schauen mit versetzten, schlappen Augen in die rabenschwarze Nacht und erleben die erste Schwalbe, die ihr

Neft verläßt und über die Gärten und Dächer streicht. Die Kaffeemale von Mondberg bindet sich ein Seibtuud um den Kopf und kriecht unter das Bett, das, wie man weiß, jeden Donner mildert.

Eins, zwei, drei — rückt die Wetterwand über die Hardt heran und drängt sich bei autem Wind in den Bergwinkel hinein und frakt sich in den Wipfeln der alten Bäume fest. Die lassen sich das nicht so ohne weiteres gefallen. Fünfhundertjährige Eichen, die die Felsen bestetzt haben und trotz der Karabett des steinigsten Bodens groß geworden sind, die viele verbräute Wunden tragen, lassen sich nicht beugen. Sie bauen mit ihren Knochenstäben dem Sturm um die Ohren, wenn er ihre Flechtenhaare erwührt, haufen ihn, daß er heulend zu Tal eilt. O, das fuchsel. Die harten Stämme werfen sich in die Brust und wenden sich gegen die Gewalt des Wetters, froh, endlich wieder einmal an sich glauben zu dürfen. Und sie erheben ihre überirdischen Stimmen wie brechende Felsen. Sie schlingen ihre Arme ineinander und halten in unüberwindlicher Reite stand, mögen die Sturmriesen in ihren zerfetzten Wolkenmänteln gegen sie antworten wie gereizte Wolfshunde. Die Erde heßt, wof, wenn die Wetterheben laden und mit grimmem Subu den Gängen die Sporen geben, daß sie mit ihren Füßen die zarten Basaltföde in weiten Sprünge überfliegen, damit sie sich nicht die Ellen am harten Gestein zerbrechen. Die wilden Kerle reihen mit ihren Schwertern die Wasserfälle des Himmels in allen Nächten auf, daß es von den Höhen in braudenden Fluten flürzt und die Farnen schüttelt und rüttelt.

Die Patriarchen des Waldwinkels aber asten nicht auf die todbenden Stimmen ihrer Feinde und nicht auf den Strahl, der sie wund schlagen will. Die kennen die Welt und trauen dem Zauber des Lebens, der stärker ist als ein Unwetter, und das Gold der Sonne rufen kann.

Durch die Schlucht des Emswinkels windet sich ein schmales Rinnsal herab, das im Sommer so wasserarm ist, daß es Laubfröche, die hier vereinzelt wohnen, austrinken könnten, wenn ihnen das der Waldgeist befehlen würde. Im Frühling jedoch, sobald der Schnee schmilzt, ist es mit seiner Unschuld vorbei. Schon von weitem hört man dann die wilden Wasser über die Steine schlehen, im Laub des vergangenen Jahres wühlen und nach Vereinigung mit den Talräufern schreien, die am Weidenweh im Wäldchen spielen und am Ufer ganze Grassborste abreiben, sich summen und über das Rad tanzen lassen.

Das ist um die Zeit, da der Müller mit dem schwarzen, seltigen Bari den Auerbach verbrät, den er keinem gönnt und den er wenn er ihn selbst noch nicht will, warnt. Was ist dem Wehremüller ein Landrat oder Oberpräsident? Gar nichts! Fuchsgaßel ist mehr, und den Mordsbod am Soofenberg kennt er besser. O, die sind keine Nächte, wenn die Schneewasser abwärts eilen, eilen eilen. Da hat jede Krippe ein Lied im Sinn und jeder Vogel eine Liebes, und die Bäume leuchten in silbernem Schimmer, die Schleier der Nächte werden feiner und goldig gefärbt.

Und in der Seele des Waldmüllers lebt der Wald singend und ruft und ruft ihn Tag und Nacht. Er weiß selbst nicht, was ihn so unruhig macht. Aber darum ist er so verjüngt und wird zugleich und hört nicht auf die guten Ratsschläge der Weherschon. Was braucht der kluge Bauern? Ihr Korn mahlen? Ihr Stämme zu Pfosten und Brettern schneiden? Dafür hat er die Babbenheimer, der das Maul eines Hütenpfeifers und Küllschens hat, der die Wänsche der Weiber verliert und die Geschicklichkeit der ganzen Welt weiß und wie Rosinen und Mandeln in den Teufel ihres Lebens wirft, wenn er in ihren Spinnstuben hoch und heil jeden Schnaps mißt. Der Teufel soll ihn holen, wenn er einmal die Müllerin durch das Tal beimdesletet!

Das ist so. hängt im Luft ein Wetter über dem Emswinkel, dann stürzen gelbrote Futen über die Felsen und benagen die Wurzeln und verfaulen ihre Kraft an den Quarziten, die ihnen mit ihren glatten Wangen und Stirnen sumwerd sind und ihren harten Leibern die Wege sperren. Wie ein Gießbach brechen die Wasser durch die Binsen aus dem Wald und überfließen die Wiesen oberhalb der mittleren Mühle und schleppen Sand und Schlamm herbei und nehmen das dunkle letzte Heu mit und verderben es und rufen Müller und Mahlbursch an Wehre und Schluje.

So ein Wetter sog wieder nach dem Emswinkel. Quer kam es aus Südwest über die Wälder. Die Bauern von Mondberg, die auf der Hochfläche über dem Wald lüent, machten, daß sie beim Regen kamen; denn auf allen Wegen ging schon der Staub in freudigen Wirbeln hoch, und die Pannein, die vor dem Dorf standen, donnerten erschreckt von der Hardt ab, über die die schwarze Vorhut des Wetterwands flog.

(Fortsetzung folgt.)